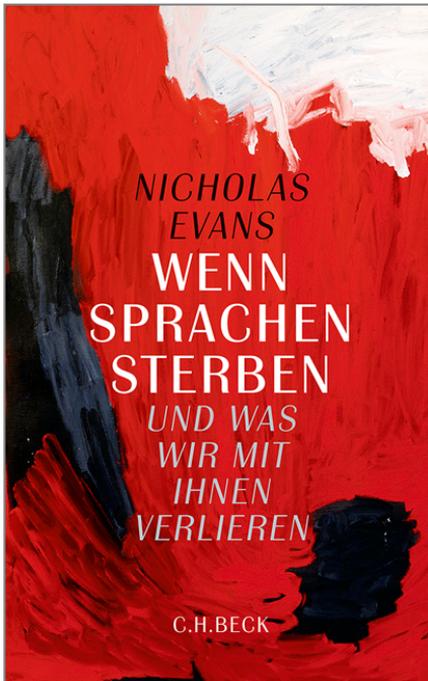


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Nicholas Evans**  
**Wenn Sprachen sterben**  
Und was wir mit ihnen verlieren

460 Seiten mit 60 Abbildungen. Gebunden  
ISBN: 978-3-406-65327-8

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/12220834>

## KAPITEL 8

### Rankgerüste des Geistes: Wie die Sprache das Denken trainiert

*Prise en elle-même, la pensée est comme une nébuleuse où rien n'est nécessairement délimité.*

Das Denken, für sich allein genommen, ist wie eine Nebelwolke, in der nichts notwendigerweise begrenzt ist.

(de Saussure 1967: 133)

Мысль не выражается в слове, но совершается в слове.

Das Denken wird im Wort nicht ausgedrückt, sondern erfolgt im Wort.

(Wygotski 1971 [1934]: 303)

Wir haben bisher immer wieder beobachten können, wie unterschiedlich die Kategorien sind, in die Sprachen die Welt aufteilen. Grundverschiedene Sprachen sind nicht einfach Sammlungen von unterschiedlichen Bezeichnungen für dieselben gedanklichen Vorstellungen in einer hypothetischen und universellen Denksprache, die für alle Sprecher aller Sprachen gleich ist. Es ist vielmehr so, dass viele der Einteilungen, mit denen wir die Welt einfangen, erst aufgebaut werden, während wir sprechen lernen – mit dem Ergebnis, dass sich unser Vorrat an Begriffen und Konzepten je nach Sprachhintergrund stark verändert.

Unterschiedliche Sprachen rufen somit unterschiedliche Denkmuster hervor. Auf der offensichtlichsten Ebene heißt das, dass die richtigen Konzepte im Kopf bereitliegen müssen, wenn man eine Sprache verstehen oder sprechen will. Solange man keine Vorstellung von ›Parallelverwandte(r) mütterlicherseits zwei Generationen nach oben oder unten‹ hat, kann man das Wort *kakkak* aus dem Kunwinjku nicht benutzen, denn es verbindet gleichzeitig die Vorstellungen ›Mutter der Mutter‹ (Großmutter mütterlicherseits), ›Bruder der Mutter der Mutter‹ (Großonkel mütterlicherseits) und ihre umgekehrten Gegenstücke: das Kind der Tochter aus der Sicht einer Frau und das Kind der Tochter der Schwester aus der Sicht eines Mannes. Solange man «harmonische»

und «disharmonische» Generationen nicht voneinander unterscheiden kann, kann man nicht einmal so etwas Fundamentales und Unvermeidbares wie die Subjektspronomen im Dalabon richtig benutzen (siehe 4. Kapitel).

Ähnlich wie bei den Verwandtschaftssystemen ist es mit den Zahlensystemen. Um eine Sprache mit einem auf der Zahl 6 gegründeten System wie Arammba zu sprechen (siehe 3. Kapitel), muss man die sechsten Potenzen drauf haben und beispielsweise  $217$  sofort als  $216 + 1 = 6 \times 36 + 1 = 6^3 + 1$  erkennen. Eine völlig normale und oft vorkommende Zahleneinheit in südneuguineischen Sprachen ist  $1296$ , also  $6^4$ . Beim dort lebenden Volk der Keraki sollte beispielsweise die Saisonerte einer Familie an Jamswurzeln das Jamswurzellager mit mindestens einem *dameno* füllen: Das sind  $1296$  Knollen.<sup>1</sup>

Genauso muss man, wenn man Japanisch sprechen will, problemlos Rechnungen mit Zahlen durchführen können, die zu Einheiten von  $10\,000$  gebündelt sind (wir erinnern uns an *man* 万 gleich  $10\,000$ ), und nicht mit Einheiten zu  $1000$  Stück, wie wir sie vom Deutschen gewöhnt sind. Das spiegelt sich darin wider, dass z. B.  $10$  Millionen so ausgedrückt wird, dass 万( $10\,000$ ) als die multiplizierte Einheit genommen wird –  $1000\,0000$  («tausend *man*») – und nicht  $1000$  wie bei  $10\,000\,000$  («zehn Millionen») im Deutschen.

Keines dieser Denkmuster ist so komplex, dass man es nicht mit Zettel und Stift in ein paar Sekunden durchschauen kann. Aber das geht eben nicht immer, wenn man ein Wort sagen oder verstehen will. Es muss auf dem geistigen Konzeptstapel obenauf liegen, bereit zum sofortigen Gebrauch. Kinderspiele kurbeln oft den flüssigen Gebrauch dieser Denkmuster an. In einem Spiel, das von Kindern auf Kunwinjku gespielt wird, ruft jemand die Verwandtschaftsgruppenbezeichnung von jemand anderem, und der Angesprochene muss sofort reagieren, indem er die Bezeichnung der Verwandtschaftsgruppe seiner *kakkak*-Beziehung nennt. Ich erlitt einmal eine Reihe von demütigenden Niederlagen durch Kinder, die dieses Spiel eines Nachts in der kleinen Ansiedlung Yikarrakkal im Herzen von Arnhem Land spielten. Obwohl ich sowohl den Begriff *kakkak* als auch das Verwandtschaftssystem in der Theorie verstanden hatte, musste ich jedes Mal erst im Kopf alles durchgehen, während sie sofort die richtigen Antworten geben konnten, weil sie sich auf die durch viele Wiederholungen eingeprägte und sofort abrufbare flüssige Beherrschung der Sprache stützen konnten.

Die zentrale Rolle von sprachspezifischen Konzepten im Geist der Sprecher und insbesondere ihre zentrale Bedeutung dafür, dass Mitglieder derselben Sprach- und Kulturgruppe auch im gleichen Rhythmus mitdenken, kann man auch noch anders demonstrieren. Von dem Psychologen Thomas Schelling stammt ein Versuchstyp, der unter dem Namen «convergence task» (Konvergenzaufgabe) bekannt ist. Damit kann man zeigen, dass wir «Gedanken lesen» bzw. vorhersagen können, was andere Leute denken. Versuche dieser Art laufen folgendermaßen ab: Ihnen und mir wird getrennt voneinander gesagt, wir sollten uns vorstellen, dass wir unseren Partner in einer unbekanntem Stadt treffen sollen, ohne vorher auszumachen, wo (vor den Zeiten des Mobilfunks). Unser gemeinsames Ziel ist es, gegenseitig zu erraten, was der andere vermuten wird, d. h. zu konvergieren oder unsere Gedanken zu koordinieren, ohne miteinander zu kommunizieren. Die Versuchspersonen von Schelling schafften dies mit sehr großem Erfolg, indem sie stereotype Orte wie «unter der großen Uhr am Hauptbahnhof» nannten (das ursprüngliche Experiment wurde mit Europäern durchgeführt, die über ein gemeinsames Konzept der Orientierung anhand des Bahnhofs verfügten).

In einer anderen Aufgabe bat Schelling Leute, an die gleiche große Zahl wie ihr Partner zu denken. Wieder verliefen die Gedanken der Europäer bemerkenswert konvergent – sie nannten 1000, eine Million oder 1 Milliarde. Führt man dieses Experiment jedoch in Japan durch, erhält man andere Zahlen, nämlich Potenzen von 万 – 10 000 (10 000) oder 100 Millionen (1 0000 0000). Sprecher des Deutschen oder anderer europäischer Sprachen kommen normalerweise nicht auf solche Zahlen.

Tok Pisin, die Nationalsprache von Papua-Neuguinea, fasst diese Vorstellung, dass wir und die Sprecher unserer Sprache auf der gleichen Wellenlänge sind und deshalb einander vertrauen und uns gegenseitig helfen können, mit dem Wort *wantok* (‘eine Rede’ vgl. engl. *one talk*). Die Beispiele aus dem Arammba, dem Japanischen und dem Kunwinjku zeigen, dass sprach- und kulturspezifische Geistesvorstellungen nicht nur bestimmen, was für einen selbst als Sprecher wichtig ist, sondern auch, was man als bestimmend für seine *wantoks* annimmt. Mit anderen Worten, Kulturen und die Sprachen, mit denen sie sich im Verbund entwickeln, steuern die Konvergenz ihrer Mitglieder auf wirkungsvolle Weise.

**Die sprachliche Relativitätstheorie und ihre Vorläufer**

*No two languages are ever sufficiently similar to be considered as representing the same social reality.*

Zwei Sprachen sind einander niemals ausreichend ähnlich, dass man sagen könnte, sie stellten dieselbe soziale Wirklichkeit dar.

(Sapir 1929: 162)

Aber wie weitreichend sind die Folgen der sprachlichen Unterschiede für das Denken wirklich? Denken Sprecher unterschiedlicher Sprachen tatsächlich unterschiedlich, sogar dann, wenn sie nicht reden oder nur innerlich denken? Und geht es hier um die Grenzen dessen, worüber sie nachdenken können, oder einfach nur darum, woran sie gewöhnt sind? Schließlich brechen Genies mit schöner Regelmäßigkeit aus den eingefahrenen Gedankenmustern aus, welche die Gedanken derer lenkten, die die Sprache vor ihnen sprachen. Heißt das, dass man, wenn man eine Sprache als Erwachsener lernt, damit auch neue Denkweisen lernt, während man sich an die neue Sichtweise gewöhnt, die die neue Sprache mit sich bringt? Und wechseln zweisprachige Menschen zwischen Denkweisen hin und her, wenn sie zwischen Sprachen hin- und herwechseln?

Das Interesse an solchen Fragen reicht bis in die Romantik zurück und findet sich bei Denkern wie Vico, Herder und Humboldt, die alle von den unterschiedlichen schöpferischen Bestimmungen der einzelnen Nationen begeistert waren (s. 2. Kapitel). Aber erst die amerikanischen Sprachwissenschaftler Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf formulierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Idee der sprachlichen Relativität mit der notwendigen provokativen Schärfe. Sie lockerten ihre Betrachtungen der menschlichen Sichtweisen auf den Kosmos mit Beispielen aus den völlig anderen Vorstellungswelten nordamerikanischer Sprachen wie dem Nootka, Shawnee und dem Hopi auf.

Whorf fasste das «Prinzip der sprachlichen Relativität» folgendermaßen zusammen: «Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benutzen, werden durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt. Sie sind daher als Beobachter einan-

der nicht äquivalent, sondern gelangen zu irgendwie verschiedenen Ansichten von der Welt.»<sup>2</sup> Sein Interesse an diesem Problem ging in eine spezifische Richtung, als er in den 1930er Jahren Ernest Naquayouma traf, einen in New York lebenden Sprecher des Hopi, und begann, diese Sprache zu lernen und sie mit ihm zusammen zu untersuchen. 1938 folgte ein Feldforschungsaufenthalt im Hopi-Reservat in Arizona. Auf der Grundlage dieser Untersuchungen erklärte Whorf, dass

die Hopisprache keine Wörter, grammatischen Formen, Konstruktionen oder Ausdrücke enthält, die sich direkt auf das beziehen, was wir «Zeit» nennen [...] weder ausdrücklich noch unausdrücklich [...]. Dennoch ist diese Sprache durchaus fähig, allen beobachtbaren Phänomenen des Universums in einem pragmatischen oder operativen Sinn gerecht zu werden und sie konkret zu beschreiben. (Whorf 1984: 102)

Anstelle unserer linearen Vorstellung von Zeit schrieb er dem Hopi ein Konzept des «Ereignis-Herbeiführens» zu, einen Prozess, der aufeinanderfolgende Zustände des Universums ineinander überführt. Dazu kamen noch verschiedene subjektive Vorstellungen, die in etwa vergleichbar sind mit «hoffen» und die für mentale Projektionen der Zukunft verwendet werden.

Man sollte Whorfs eindringlichen Aufsatz lesen, um ein bisschen mehr von dem Geist seiner Erörterung mitzubekommen, als hier vermittelt werden kann. Gemessen an den heutigen Standards der Sprachwissenschaft enthält sein Text leider nicht genug tatsächliche Beispielsätze; als Leser hat man das Gefühl, eine andere Kosmologie zu erspüren, die aber so lange außer Reichweite bleibt, bis man ein bisschen mehr Hopi getankt hat, als Whorf einem gerade zur Verfügung gestellt hat. Aber er vermittelt ein starkes, fast schon halluzinatorisches Gefühl, dass es dort draußen vielleicht wirklich ein völlig anderes, aber in sich geschlossenes Modell des physischen Universums gibt, bis hin zur grundlegenden Ontologie von Raum und Zeit.

### **Wie eng ist die Kopplung von Denken und Sprache?**

*Como lingüista conoce sólo las lenguas de los pueblos, pero no sus pensamientos, y su dogma supone haber medido éstos con aquéllas y haber hallado que coinciden.*

Als Sprachforscher kennt er nur die Sprachen der Völker, aber nicht ihre Gedanken, und seine Behauptung setzt voraus, daß er diese mit jenen verglichen und als übereinstimmend befunden hätte.

(Ortega y Gasset 1978 [1937]: 138)<sup>3</sup>

So berauschend Whorfs kosmologische Abenteuerexpedition in die Zeitvorstellungen des Hopi auch war, so scheiterte sie doch auf zweifache Weise, nämlich empirisch und verfahrenstechnisch.

Das empirische Scheitern wurde Jahrzehnte später offenbar, als Ekkehart Malotki eine detaillierte Darstellung der mannigfaltigen Möglichkeiten veröffentlichte, wie man auf Hopi über Zeit sprechen kann. Frech beginnt Malotki auf dem Vorsatzblatt mit diesem Zitat auf Hopi: *pu' antsa pay qavongvaqw pay su'its talavay kuyvansat pàasatham pu' paw piw maanat taatayana* (‹dann in der Tat, am folgenden Tag, ziemlich früh am Morgen, um die Zeit herum wenn die Menschen zur Sonne beten, um diese Zeit herum, weckte er das Mädchen wieder›).<sup>4</sup> Seine Arbeit beraubt das Hopi seiner Exotik und bietet eine bekannte Auswahl an grammatikalischen Strukturen. Das Futur ist durch grammatisches Tempus vom Nicht-Futur unterschieden, wozu noch genauere Zeitadverbien hinzutreten können. Für Malotki war Whorfs Kosmologie des Hopi also nur ein Hirngespinnst, das mangelhafter Feldforschung entsprang, wodurch die Sprache exotischer wirkte, als es tatsächlich der Fall war.

Aber es gab noch einen tiefergehenden, verfahrenstechnischen Grund für das Versagen von Whorfs Methodik, und dieses Problem plagt die Sprachwissenschaft schon lange. Um darüber sprechen zu können, wie die Sprache das Denken beeinflusst, braucht man unabhängige Maßstäbe für beide Größen, weil wir sonst am Ende Beispiele aus exotischen Sprachen überstrapazieren und zweifach in Dienst nehmen. Sprachlich zeigen sie, wie die Sprache funktioniert, und psychologisch werden sie auch noch als direkte Spiegelung des Denkens selbst angesehen. Dieses zirkuläre Verfahren bewirkt, dass die behauptete Korre-

lation zwischen Sprache und Denken dadurch entsteht, dass man zweimal dasselbe misst.

In den letzten Jahrzehnten hat die Sapir-Whorf-Hypothese ein besonders schizophrenes Schicksal erlitten. Von vielen Schwergewichten in der Philosophie und der Psychologie wird sie als eine Art Pfeiffer'sches Drüsenfieber betrachtet. Nach dieser Meinung werden davon vor allem romantisch veranlagte Studenten kurzfristig befallen, die in ihren Studentenbuden irgendetwas über die Anzahl der Eskimowörter für ‚Schnee‘ hören oder lesen.<sup>5</sup> Nach einiger Zeit erwachen sie jedoch geheilt in einer nüchterneren und geordneteren Welt, in der Fakten Fakten sind und in der sie dem Philosophen Jerry Fodor beipflichten können, der den Relativismus «mehr als alles [hasst], abgesehen vielleicht von glasfaserverstärkten Rennbooten».<sup>6</sup> Manche populärwissenschaftlichen Bücher wie etwa Steven Pinkers Buch *The Language Instinct* (‚Der Sprachinstinkt‘) verdammen die Sapir-Whorf-Hypothese in Bausch und Bogen und schreiben, dass sie «falsch, ganz falsch» ist, und dass «es keinerlei wissenschaftliche Belege dafür [gibt], dass Sprachen die Denkweisen ihrer Sprecher dramatisch beeinflussen».<sup>7</sup>

Das andere Extrem sind viele postmoderne Gelehrte und Anthropologen, die sich auf extrem relativistischen Positionen eingegraben haben und so gewissermaßen zu «Über-Whorfs» geworden sind. Diese Wissenschaftler behaupten, dass zwei verschiedene Sprachen letztlich nicht miteinander zu vergleichen sind, und scheren sich nicht groß um die immer wiederkehrenden Ähnlichkeiten ontologischer Kategorien wie Zeit, Raum und Kausalität in den Sprachen der Welt. Es gibt allerdings auch außerhalb der verzauberten Welt der Salons, in denen postmoderne Gelehrte miteinander parlieren, einen Glauben an den prägenden Einfluss der Wörter auf das Denken, der sich in den unaufhaltsamen Umetikettierungen im Dienst der politischen Propaganda («ungeborenes Kind» statt «Fötus») oder einer nicht-ausgrenzenden Sozialpolitik («Studierende» statt «Studenten» oder «sehbehindert» statt «blind») äußert.

Es ist offensichtlich, dass das letzte Wort zum Thema Sapir-Whorf-Hypothese noch nicht gesprochen ist. Um jedoch ihre Fragen zu verfeinern und zu beantworten, müssen wir über die Sprachwissenschaft und ihre Methoden hinausgehen, weil wir mit ihrer Hilfe ja immer nur direkt an das herankommen, was die Menschen sagen, aber nicht an das, was und wie sie denken. Dafür müssen wir die experimentellen Methoden der Psychologie zu Rate ziehen. Damit kann man das Den-

ken allein einfangen, fernab von der eifersüchtigen Umarmung der Sprache, und beide unabhängig von einander messen. In der Psychologie geht man normalerweise sogar noch ein Stück weiter und zerlegt das «Denken» in verschiedene Kategorien wie Darstellen, Kategorisieren, Erinnern und Schließen: «Die Frage der sprachlichen Relativität – sinnvoll interpretiert – besteht darin, ob Sprecher verschiedener Sprachen sich in den Grundfesten ihrer faktischen Wahrnehmung unterscheiden, ob sie aufgrund eines (teilweise) anderen Satzes von Erfahrungskategorien anders darstellen, kategorisieren, erinnern und schlussfolgern.»<sup>8</sup> Wenn man das Problem so in Einzelfaktoren zerlegt, lassen sich spezifischere und experimentell leichter fassbare psychologische Vorgänge einfacher angehen. In diesem Kapitel wollen wir uns die entsprechenden Methoden dafür genauer ansehen.

### ***Bewege das Buch ein bisschen nach Süden***

*Bujuku kurrij, jirraanmaruth, ngudija riinki miburi.*

Der Kranich sah von Norden, von Osten her warf er seinen Blick.  
(Dugal Goongarra, in Evans 1995a: 612–613)

Eine altehrwürdige Tradition in der westlichen Philosophie und Psychologie betrachtet die Art und Weise, wie wir über den Raum nachdenken, als universell und angeboren, als im Wesentlichen egozentrisch und definiert durch die anthropomorphen Koordinaten unseres Körpers: links vs. rechts, vorne vs. hinten, oben vs. unten. Diese Sichtweise steckt hinter der Anweisung, die ich Ihnen geben könnte, wenn ich den Ort beschreiben wollte, an dem sich der Tiefkühlfisch im Supermarkt befindet, nämlich auf *Ihrer rechten Seite*, wenn Sie durch die Eingangstür gehen. Ich versetze mich in einer imaginären körperlichen Orientierung am Eingang des Supermarkts in Sie hinein. Neuere Forschungen haben jedoch ergeben, dass manche Sprachen völlig andere sprachliche Strategien verwenden, um räumliche Informationen auszudrücken. Damit verbundene psychologische Experimente haben gezeigt, wie sehr Sprachen unser räumliches Denken und unseren Umgang mit Raum beeinflussen.

Ich möchte dies anhand einer Anekdote verdeutlichen. Als ich anfang, mit Hilfe von Pat Gabori, Darwin Moodoodonuthi und anderen Kayardild zu lernen, musste ich auf einmal einen ganz neuen, ständig verfüg-

baren Aufmerksamkeitskanal nur für meine räumliche Vorstellung schaffen. Ich musste mich immer «absolut», d. h. am Kompass, orientieren, wenn ich dem Gespräch folgen und mich verständlich machen wollte. Im Kayardild fängt das bei der Begrüßung an. Es gibt kein Wort für «hallo». Stattdessen fragt man *jinaa nyingka warraju?* «wohin gehst du?». Eine typische Antwort darauf ist *ngada warraju jirrkurungku* «ich gehe nach Norden».

Diese geradezu obsessive Orientierung an der Himmelsrichtung zieht sich auch durch die Alltagsgespräche. Jemand kann z. B. die Anweisung geben, einen schwelenden Stock auf dem Feuer ein bisschen nach Süden zu schieben, oder man ruft jemandem, der sich im Dunkeln nähert, *riinmali!* «hey, Du, der da von Osten kommt» zu. Sie bildet den Rahmen für die Erinnerung der Menschen, für ihre Träume und sogar für die rein hypothetische Vorstellung. Der verstorbene Dugal Goongarra, einer meiner Kayardild-Lehrer, erzählte mir einmal stolz von einem Speer mit einer furchteinflößenden Zackenreihe, den er gerade angefertigt hatte. Er würde eine große Makrele bis zum zweiten Zacken durchbohren und die Flosse einer Schildkröte bis zum vierten. Und wenn man ihn in eine Seekuh stieße, dann *burrija bathinyinda thawurri* «käme das westliche Ende (des Speers) aus ihrem Hals heraus». Der Speer war neu und folglich noch nicht zum Einsatz gekommen, also musste es sich um eine rein in der Vorstellung existierende Szene handeln. Aber in dieser geistigen Vorstellung war der Kopf der Seekuh klar am Kompass ausgerichtet. Aufgrund dieses und anderer Gesprächen mit Kayardild-Sprechern bin ich überzeugt davon, dass sie praktisch nie etwas denken, sich vorstellen oder gar träumen, das sich nicht am Kompass orientiert.

Es gibt durchaus Wörter für «rechte Hand» (*junku*) und «linke Hand» (*thaku*). Doch diese werden hauptsächlich zur Ortsbestimmung etwa von Schmerzen auf der linken Körperseite verwendet, also in Fällen, in denen eine Orientierung am Kompass nicht konstant bliebe. Aber sie werden keinesfalls zur Ortsbestimmung von Sachen oder Örtlichkeiten benutzt, so wie das etwa im Deutschen der Fall ist: *das Buch auf der rechten Seite* oder *der Weg links von Dir*. Wenn man Kayardild sprechen will, muss man also auch lernen, dass die Umgebung wichtiger ist als man selbst. Die Grammatik des Kayardild zeigt jedem, wo er hingehört. Tabelle 8.1 enthält einige der relevanten Begriffe zur Orientierung an den Himmelsrichtungen am Beispiel *ri-* «Osten». Die anderen drei Himmelsrichtungen haben aber gleichwertige Wörter.

<i>riya</i>	«Osten»
<i>rilungka</i>	«nach Osten»
<i>riyananganda</i>	«im Osten»
<i>rilumbanda</i>	«Ostländer»
<i>riinda</i>	«von Osten her»
<i>riiida</i>	«immer nach Osten ziehend»
<i>riliji</i>	«weit im Osten»
<i>rinyinda</i>	«am östlichen Rand von»
<i>ringurrnga</i>	«nach Osten über eine geographische Diskontinuität»
<i>riinkirida</i>	«von der Grenze, an der man sich trifft, wenn man von Osten zum Sprechpunkt kommt»
<i>rimali</i>	«He, Du da im Osten!»
<i>riinmali</i>	«He, Du, der von Osten kommt!»
<i>rilumali</i>	«He, Du, der nach Osten geht!»
<i>rilumirdamirda</i>	«dort, wo die Seekühe im Osten grasen»
<i>rilunganda</i>	«Ostwind»
<i>rilurayaanda</i>	«das Lager von letzter Nacht im Osten»
<i>rilijatha</i>	«sich selbst nach Osten drehen»
<i>rilijulutha</i>	«etwas nach Osten bewegen; mit dem Kopf nach Osten schlafen»
<i>rimarutha</i>	«schau nach Osten»
<i>riinmarutha</i>	«schau von Osten her»

**Tabelle 8.1** Einige Ableitungen aus Bezeichnungen von Himmelsrichtungen im Kayardild, illustriert am Beispiel der Wurzel *ri-* «Osten»

Es ist natürlich nicht so, dass ich mich noch niemals zuvor anhand der Himmelsrichtungen orientiert hatte. Manchmal war das notwendig, wenn man sich in Pfadfinder-Manier im Gelände orientieren oder in einer Stadt zurechtfinden musste. Und wenn mich jemand mit dem Befehl «zeig’ nach Norden» überfallen hätte, dann hätte ich das wahrscheinlich irgendwann gekonnt, nachdem ich nach der Sonne oder nach den Schatten aus dem Fenster gesehen hätte. Aber Kayardild zu sprechen bedeutete doch einen ziemlichen Unterschied – ich musste die Himmelsrichtungen nämlich ständig präsent haben und ihnen unaufhörlich Beachtung schenken, wenn ich nicht eine Beschämung riskieren wollte, die dem gleichkommt, wenn ich den Namen meiner Frau nicht gewusst hätte oder mir nicht aufgefallen wäre, ob ich ein Mann oder eine Frau bin.

Diese geistigen Umprogrammierungseffekte sind das Ergebnis dessen, was der Psycholinguist Dan Slobin «Denken zum Sprechen» genannt hat. Egal, wie wir auch denken mögen – und wir können auf vielerlei Weise ohne Worte denken –, am Ende müssen wir es doch in Worte fassen, wenn wir es irgendjemandem mitteilen wollen. Und dann muss der

gewissermaßen «freie» Geist, den Pim Levelt unseren «Konzeptionalisierer» nennt, eine noch nicht in Worte gefasste Nachricht an unseren «Formulierer» schicken, der sie dann ausformulieren muss. Weil wir das aber so oft machen, ist es wahrscheinlich so, dass diese «Nachricht schon zu einem gewissen Grad auf die Zielsprache eingestellt ist.»<sup>9</sup> Anders gesagt, die Notwendigkeit, immer wieder auf eine bestimmte Weise zu sprechen und zu hören, trainiert unseren Geist darauf, ständig auf bestimmte Aspekte der Wirklichkeit zu achten.

Solche subjektiven Berichte anhand der Selbstbeobachtung eines unvollständigen Sprachlernprozesses durch einen außenstehenden Sprachwissenschaftler sind allerdings bestenfalls Hinweise. Um wirklich herauszufinden, wie sich die Sprachstruktur auf das Denken auswirkt, muss ein ganzes Arsenal psychologischer Methoden eingesetzt werden. Es wäre faszinierend gewesen, diese Methoden mit den Sprechern des Kayardild auszuprobieren. Aber in den 1980er Jahren war es dafür leider schon zu spät. Es gab damals schon zu wenig Sprecher, die dann auch schon zu alt waren, um einem Grundprinzip der psycholinguistischen Forschung zu genügen. Demnach sollten Experimente mit einer größeren Sprechergemeinschaft durchgeführt werden und mit einer größeren Altersbandbreite, als das im Allgemeinen für eine reine Sprachbeschreibung nötig ist, die zu diesem Zeitpunkt noch möglich war. Glücklicherweise gibt es solche «absoluten» Orientierungssysteme nicht nur im Kayardild. Andere Forscher haben diese Fragen unter kontrollierteren Bedingungen für verschiedene Ureinwohnersprachen bearbeitet, wie z. B. für das Arrernte in Zentralaustralien und Guugu Yimithirr am Cape York. Diese Sprachen verfügen über ähnliche Systeme, aber im Gegensatz zum Kayardild werden sie noch tagtäglich von einer ausreichend großen Sprechergemeinschaft benutzt.

Das Guugu Yimithirr aus der Gegend um Cooktown war die erste australische Ureinwohnersprache, von der Aufzeichnungen angefertigt wurden. Im Jahre 1770 schenkte sie uns das Wort Känguru, als Kapitän Cooks Mannschaft das Wort *gangurru* transkribierte, das eigentlich eine große schwarze oder graue Känguruart bezeichnet (entgegen einer verbreiteten Meinung, wonach das Wort «ich weiß nicht» bedeutet). Es ist zum Teil der positiven Einstellung der dorthin ausgesandten evangelischen Missionare zu verdanken, dass das Guugu Yimithirr auch 240 Jahre nach dem Kontakt mit den Engländern entgegen dem allgemeinen Trend des Verlusts an indigenen Sprachen in Australien noch am Leben ist.

Auf ihren Streifzügen durch die Wildnis mit Sprechern des Guugu Yimithirr fiel den linguistischen Anthropologen John Haviland und Steve Levinson in den 1970er und 1980er Jahren auf, wie sich das absolute Orientierungssystem durch Gespräche und Geschichten zog – ganz ähnlich, wie ich es oben für das Kayardild beschrieben habe. Zu dieser Zeit hatten sowohl Haviland als auch Levinson unabhängig voneinander gefilmt, wie ein- und derselbe Sprecher, nämlich Jack Bambi, auf unterschiedliche Weise die gleiche Geschichte erzählte. In der Geschichte geht es um die Flucht aus einem gekenterten Boot, und zwar in Gewässern, in denen es vor Haien nur so wimmelt. Zufälligerweise sitzt der Erzähler bei beiden Aufnahmen in verschiedene Richtungen gewandt. Bei der Transkription kam heraus, dass Jack Bambis Gesten, obwohl er eindeutig in unterschiedliche Richtungen blickte, als er die Geschichte erzählte, genau in dieselbe Himmelsrichtungen wiesen (vgl. Abbildung 8.1 und 8.2). Von einer europäischen Orientierungsperspektive aus war dieser Zug des Guugu Yimithirr immer sehr verwirrend gewesen. Levinson erinnert sich, dass er mit seinem Latein am Ende war, als ein anderer Sprecher ihn über den Ort des Tiefkühlfisches in einem 45 Kilometer entfernten Geschäft berichtigte, indem er mit seiner rechten Hand *«auf dieser Seite»* andeutete, wobei er zweimal eine schnelle Handbewegung machte. Levinson dachte, der Mann meinte damit vom Eingang aus gesehen *«auf der rechten Seite»*, aber als er schließlich ins Geschäft kam, stellte er fest, dass sich die Fische auf der linken Seite befanden. Der Mann hatte in Wirklichkeit nach Nordosten gezeigt und angenommen, jeder halbwegs normale Gesprächspartner würde die absolute Himmelsrichtung seiner Geste bemerken und sie bis zum Besuch des Geschäfts im Gedächtnis behalten.

Diese Fähigkeit zur fortlaufenden Ortsbestimmung ist verschiedentlich überprüft worden, und sie scheint immer und überall zu funktionieren, sogar im dichten Wald. Haviland und Levinson testeten ihre Sprecher, indem sie die Autos auf halbem Weg irgendwo auf einem Feldweg anhielten und fragten, wo denn die verschiedenen Himmelsrichtungen seien, und das dann mit dem Kompass nachprüften. Bei 120 Versuchen lag die durchschnittliche Fehlerquote unter vier Prozent. Ein anderes Mal befragten sie ein Dutzend Männer aus Hopevale, die zu einem Treffen, bei dem es um Landrechte ging, ins 250 km südlich liegende Cairns gereist waren, über einen Monat nach dem Treffen zum Grundriss ihres Hotelzimmers und des Besprechungszimmers, das keine Fenster hatte. Die



*Dagugulnguynhayun,  
miidaarrinyarrbagurray.*

«Nun wurde das Boot hochgehoben,  
ungefähr so.»



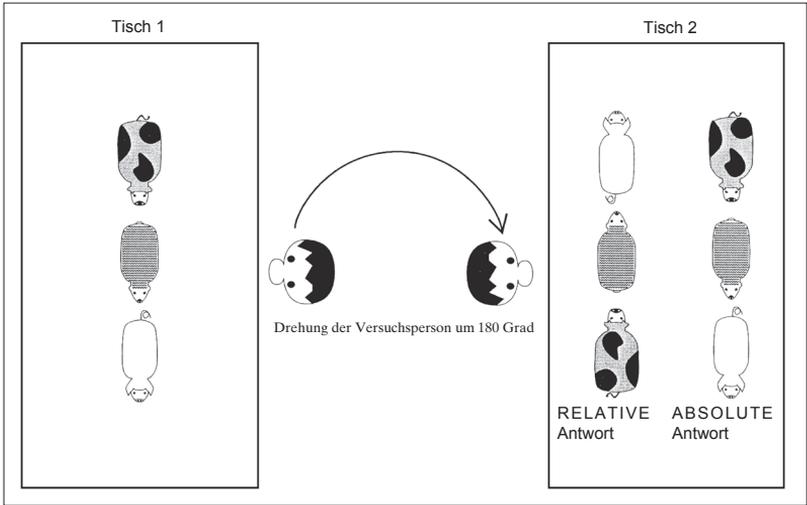
*Miidarrinyarrbath ... thambarrin.*

«Er hob es so hoch – und warf es.»

**Abbildungen 8.1 und 8.2** Jack Bambi erzählt die gleiche Geschichte, wie ein Boot im Wasser umkippt, in dem es nur so von Haien wimmelt, zu unterschiedlichen Zeiten. Er zeigt bei beiden Gelegenheiten in die gleiche absolute Richtung, obwohl sein Körper in eine andere Richtung gewandt ist. Im ersten Foto (1980) ist er nach Westen gewandt, und um zu beschreiben, dass das Boot nach Westen hin kentert, vollführt er mit seinen Händen eine nach vorne rollende Bewegung. Im zweiten Bild (1982) sitzt er nach Norden gewandt und zeigt an, dass das Boot nach Westen kippt, indem er zur Seite hin gestikuliert, was man deutlich an seiner erhobenen Hand sehen kann (Fotos: Steve Levinson; Transkriptionen aus Haviland 1993).

Männer beantworteten diese Fragen sofort und übereinstimmend richtig und wussten auch eindeutig, in welche Himmelsrichtung die Sprecherposition und die Tafel im Besprechungszimmer ausgerichtet waren und auch in welcher Himmelsrichtung das Frühstückszimmer im Hotel lag.

Um dies aus einer noch experimentelleren Perspektive zu untersuchen und Sprecher verschiedener Sprachen systematisch miteinander vergleichen zu können, entwickelte Levinsons Forschungsgruppe zu Sprache und Kognition am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen eine Reihe von Testaufgaben zur Wahrnehmung, Kategorisierung, Speicherung und Kommunikation von räumlichen Anordnungen. Hier ist eine davon abgebildet, das Drehexperiment. Den Versuchspersonen werden dabei verschiedene Spielzeugtiere aus Plastik in einer Reihe auf einem Tisch im Versuchszimmer gezeigt, z. B. ein Schwein, ein Schaf und eine Kuh, und sie werden gebeten, sich die Anordnung zu merken. Dann kommen sie in ein identisch ausgestattetes Zimmer, bekommen die gleichen Plastiktiere und müssen nun die Tiere in der gleichen Anordnung wie zuvor auf den Tisch legen. Was die Versuchspersonen jedoch nicht wissen, ist, dass die Anordnung um 180 Grad gedreht ist.



**Abbildung 8.3** Der Drehtest, mit dem absolute von relativen Orientierungssystemen unterschieden werden.

[...]